



WAHL CAMP '21

editorial

Die Interview-Ausgabe nach der Wahl

Zum ersten Mal konnte die taz für diese Bundestagswahl ein Wahlcamp einrichten, bestehend aus fünf Journalistinnen und Journalisten zwischen 19 und 27. Der Arbeitsauftrag für Shoko Bethke, Aron Boks, Adrian Breitling, Ruth Fuentes und Jaromir Schmidt: Themen, Leute, Perspektiven, Benachteiligungen einbringen, die in der regulären Berichterstattung möglicherweise sogar der taz entgehen, speziell die Sicht von unter 30-jährigen auf Politik und Gesellschaft und ihre Ansprüche und Bedürfnisse.

Herausgekommen ist guter Journalismus, aber eben auch Stücke, die im „normalen“ Redaktionsalltag nicht hätten entstehen können – einige davon großartig. In den Gesprächen dieser Extraausgabe geht es um zentrale Fragen der Zukunft: Wie geht es jetzt weiter? Das fragen wir Diana Kinnert, Paul Loeper, Quang Paasch, Reem, Lukas Rietzschel und Aminata Touré.

Möglich gemacht haben dieses Wahlcamp die taz Panter Stiftung und die Spenden von Menschen, denen die Förderung von unabhängigem Journalismus wichtig ist.

Dafür sagen wir ein großes und herzliches Dankeschön.

Negin Behkam und Peter Unfried, Koordination des taz Wahlcamps

Inhaltsverzeichnis

Wir fragen:

einen migrantischen Klimapolitik-Aktivistin aus Berlin: Wie kriegen wir jetzt Klimapolitik, Quang Paasch? **3**

eine saudi-arabische Feministin auf der Flucht: Hast du in Deutschland Freiheit gefunden, Reem? **4**

eine Politikerin aus Wuppertal: Wie bringst du CDU und Zukunftspolitik unter einen Hut, Diana Kinnert? **6**

einen Schriftsteller aus dem tiefen Osten: Wie viel DDR ist in dir, Lukas Rietzschel? **7**

einen europäisch denkenden Politiker neuen Typs: Wie begeisterst du die nichtakademischen Milieus für die EU, Paul Loeper? **8**

eine Grünen-Politikerin aus Schleswig-Holstein, die sagt, sie sei „links“ – und mit CDU und FDP regiert: Was bringt das, Aminata Toure? **9**

Geil! Party, Leute!

Oh yes, die Union hat abgelöst. Lol, die SPD wurde ja tatsächlich gewählt. Oh, oh, oje die Grünen. Ähm ja, AfD. Immerhin ein bisschen weniger, aber damn it. Warum wählt man Lindner? Der ist nicht mal hot. OH FUCK! SHIT! 5 PROZENT??? Hilfe!

Wir, das taz Wahlcamp, sind dazu verdorrt worden, den Live-Ticker der taz-Wahlparty zu machen. Eine Nacht drüber geschlafen würde ich das so schreiben: Überraschenderweise überrascht mich wenig am Ausgang der Wahl. Meine Hoffnung, dass wir mit der neuen Regierung nun endlich die Probleme im Land und der Welt lösen, waren nie wirklich über das Level der Ignoranz gestiegen, mit dem Rezo, der alte Zerstörer, seit seinem ersten Video von der Union abgespeist wird. Hie und da mal ein bisschen soziale Gerechtigkeit oder die Bekämpfung der Klimakrise gefordert, aber der allgemeine Ton des Wahlkampfes war getreu dem Motto von Die Partei: „Inhalte überwinden“.

Wie soll man denn auch mit Inhalten punkten, wenn es keine gibt? Es gibt ja nicht mal eine einzige Partei, deren Vorschläge die Klimakrise zu bekämpfen ausreichen würde, um das 1,5-Grad-Ziel einzuhalten. Es gibt ja nicht mal eine einzige Partei, die soziale Gerechtigkeit über den Mindestlohn hinausdenkt.

So ziehe ich meinen Schluss, dass Politik weiterhin aus der Opposition gemacht werden muss. Nicht aber aus der parlamentarischen Opposition heraus. Die hat schon lange nix mehr zu melden. Nein, es werden schweißtreibende Jahre für Klimagerechtigkeitsbewegung und Co.

Aufgeben? Keine Option! Jetzt wird erst recht angegriffen! Dafür ist der gesellschaftli... äh, Moment, oh, oh! Die Berliner:innen haben mit einem Volksentscheid dafür gestimmt, Deutsche Wohnen & Co zu enteignen. Jaaaaaah!!!! Scheiß drauf, was ich geschrieben habe! Geil! Party, Leute!

Jaromir Schmidt

Links ausrutschen

Am Wahlsonntag lallen wir uns zur Begrüßung den Satz entgegen: „Heute müssen wir die Veränderung sein.“ Es ist der Song eines durchzechten Abends, an dem wir beschlossen hatten, den Linksrutsch in Deutschland schon einmal vorzufeiern. Wir müssten ja nur noch wählen gehen.

Solche Gedanken haben es leichter an Rotweinabenden als an glasklaren Morgen, wenn dazu folgender Dialog meiner Nachbar:innen durch meine dünnen Hauswände dringt:

„Hauptsache nicht die Scheißgrünen Marlis, ja?“
„Okay!“

Wir gehen schnell und schweigend in Richtung Wahllokal. Wir wissen ja, was wir wählen wollen – die Veränderung. Vor uns öffnet sich eine Tür, aus der ein Plakat der Partei Die Linke segelt. Ein Mann mit Werkzeugkoffer, Bierbauch und Arbeiterhose tritt drauf, schiebt es vor sich – noch ein Tritt.

Du bist zusammengezuckt, das habe ich genau gesehen. Wir sind lang nicht mehr vor die Tür gegangen, denke ich. Ich meine: So richtig nach draußen. Wir haben uns lang nicht mehr aus unserer Blase bewegt und

stattdessen jede politische Entwicklung als große Metapher statt als Realität gesehen.

„Manche Menschen haben einfach keinen Bock auf links“, sage ich vermutlich deswegen und ergänze gestelzt: „Wir sind heute die Veränderung!“ Der Typ tritt noch mal auf das Plakat und dann noch mal, als läge vor ihm nicht der Spruch „Jetzt! Die Linke“, sondern ein langsam um sich greifendes Feuer.

„Vielleicht wähle ich doch lieber SPD. Vielleicht müssen wir strategisch wählen“, sagst du, kurz bevor uns der Wahlhelfer trennt.

Wie unsexy klingt das denn jetzt? „Strategisch wählen.“ Und überhaupt: Wer sagt so etwas kurz vor der Wahlkabine? Ich dachte, wir wollten gemeinsam die Welt retten. Ich dachte, wir sind die Veränderung.

Kann ich meine Wahl noch mal überprüfen?

„Nein. Sie können Ihren Stimmzettel jetzt nicht mehr zurückhaben!“, sagt ein Wahlhelfer zu mir. „Einmal eingeworfen ist eingeworfen. Haben Sie etwas Falsches gewählt?“

Ich weiß es nicht, das ist ja das Problem. Ich hoffe, du hast es nicht getan.

Aron Boks

Wahlabfuck

Vier Monate haben wir mit dem taz Wahlcamp politischer Veränderung nachgespürt. Und jetzt das! Fünf Stimmungsbilder



Die Stimmung danach: Wie geht es jetzt weiter? Adrian Breitling, Jaromir Schmidt, Shoko Bethke, Ruth Fuentes und Aron Boks (v. li.)
Foto: Julia Weinzierler

Kater nach dem Bullshit-Bingo

Hm, joa. Also eigentlich alles wie vorher. Dieselben Fragen nach der schicksten Farbkombination für den Herbst, die gleichen Null-Inhalt-Sätze von wegen Auftrag und Angebot und so. Selbst Laschets unterhaltsamer Unfug löst nicht mehr als ein Pfff aus, wie es ein Furzkissen macht, wenn man sich nur mit der halben Arschbacke daraufsetzt. Bloß nicht zynisch werden! Wirklich nicht.

Immerhin, eines hat sich verändert, in den Momenten um die Schließung der Wahllokale: Sie reden miteinander! Und zwar sachlich, fast freundlich und kompromissbereit. Sie waren auch nicht mehr auszuhalten, diese festgefahrenen Sprechautomatismen.

„Innovationsgeist fördern und den Markt entfesseln.“
„Respekt und zwölf Euro Mindestlohn.“

„Linksrutsch verhindern.“
„Für echte Veränderung.“

Das mag für abgewichste Politchecker normal sein, aber was für ein Vorbild ist das für junge Menschen?! Sie machen eine Ausbildung, studieren oder arbeiten schon. Sie beschäftigen sich mit Politik wie sie es mit Fußball tun – zur WM (Bundestagswahl) und EM (Landtag) schauen sie mal rein. Und das ist okay. Nur entsteht das Bild einer Politik, die je nach Partei auf festgefahrenen Positionen aufbaut und in der jeder Kompromiss ein Zeichen von unverzeihlicher Schwäche ist.

Immerhin das ändert sich gerade in den muckeligen TV-Runden. Demnächst dürfen die „Vollprofis“ das gerne auch dann machen, wenn alle zuschauen. Das wäre ein respektvoller Umgang, der womöglich sogar für echte Veränderung sorgt.

Adrian Breitling

Und die Welt dreht sich weiter

Die Sonne knallt uns ins Gesicht, als wir uns frühmorgens auf den Weg zum Wahllokal machen. Wahlsonntag. Tag der Entscheidung. Chance, etwas zu verändern. Ein wiederholtes 1998? Die Fridays-Demo prickelt noch in den Händen, die heute ganz frei und geheim mein Kreuz machen werden. Schlangestehen vor dem Lichtenberger Wahllokal, eingereiht in Reih und Glied stehen wir da als pflichtbewusste deutsche Bürger:innen. Und einen kurzen Moment bin ich sogar aufgeregt. Bin ich gleich Teil der Veränderung? Der Verbesserung? Nach 4, nein 16 Jahren, endlich.

Kurzer Moment der Konzentration. Fast schon zu viele Zettel liegen vor mir ausgebreitet. So viel Verantwortung. Kurz die

Überlegung, beim Nebenmann einfach abzuschreiben. Doch dann mache ich meine Kreuze, wo ich sie immer mache: möglichst weit rot. Und obwohl die Chancen dieses Jahr sogar da zu sein scheinen, endet es so wie es immer endet.

Keine rot-rot-grüne Wahlparty. Als einzig Rotes bleibt uns nur der Rotwein. Auf dem Weg nach Hause kreuzt ein dubioser Franzose meinen Weg und erklärt, es habe nichts Linkes mehr gegeben seit der Pariser Kommune, auch Sartre sei nur Lifestyle-Linker gewesen und Journalist:innen wollten nur Karriere machen, ob taz oder Bild sei egal. Ich solle mich doch einfach der Literatur und dem Gitarrenspielen widmen. Dann verschwindet er. Ich lese: Die Linke

zieht doch in den Bundestag dank des gewonnenen Direktmandats aus Lichtenberg. Dank meiner Stimme? Ich weiß gar nicht mehr, ob mich das freut.

Montag. Kopfschmerz. Ich schlucke den schwarzen Kaffee mit Aspirin. Vor dem Penny sitzt derselbe Alki wie jeden Tag und füttert die Spatzen. Das Eis an der Arktis schmilzt konstant weiter, wie seit Jahren schon. Die Politiker:innen reden. Über große Pläne für die Zukunft vor der Kamera und über große Pläne für sich selbst hinter verschlossenen Türen. Der Himmel über Berlin ist verhangen, der Fahrkartenkontrollleur erwischt mich beim Schwarzfahren, ich fluche und der Planet dreht sich weiter.

Ruth Fuentes

Raus aus der Comfortblase

Es ist kurz vor Mitternacht, ich habe soeben sechs Stunden lang für den Live-Ticker der taz am Wahlabend gearbeitet, und die Euphorie ist völlig dahin, mit der ich morgens ins Wahllokal und mittags zur Arbeit gefahren war.

Meine zugegebenermaßen sehr unrealistische Wunschkoalition Rot-Rot-Grün ist definitiv tot, denn sie hat keine Mehrheit der Sitze. Und auch wenn die Koalition sehr unwahrscheinlich gewesen wäre – dass es so

gar keine Aussicht mehr dafür gibt, macht überhaupt keinen Spaß. Das Wahlergebnis der Linken, denen ich all meine Stimmen gegeben habe, ist niederschmetternd.

Vier Monate lang haben mein Wahlcamp und ich Themen aufgegriffen, die uns wichtig waren, es wurden Texte veröffentlicht über Diskussionen mit dem AfD-Onkel, unsichtbare physische Behinderungen und unpolitische Festivals. Wir wollten zeigen, was uns alle be-

trifft, wovon wir alle profitieren. Und wir bekamen Zustimmung: meine Freund:innen mochten meine Texte, Fremde schrieben mir digital, wie toll das alles sei, und sogar von der taz Leser:innenschaft gab es hin und wieder Zustimmung.

Diese Wahl, diese gottverdammte Wahl nach einer 16 Jahre dauernden Merkel-Zeit sollte ein bisschen frischen Schwung bringen. Es kann doch nicht sein, dass wir jetzt schon wieder vor denselben Ergebnis-

sen stehen, die wir zuvor schon hatten. Dabei war in den letzten vier Jahren so viel passiert. Fridays for Future, Black Lives Matter, Corona.

Es gibt zwei Möglichkeiten, wie es zu diesem Wahlergebnis kommen konnte. Erstens: Es gab einen massiven Wahlbeitrag mit den Stimmen der AfD, FDP und CDU. Oh, wie sehr ich mir das wünschte. Denn jetzt blicke ich in die trostlose Realität. Dass es nämlich – zweitens – keinen Wahlbetrug gab, sondern

dass ich mich habe blenden lassen von meiner eigenen Bubble und meinem Medienkonsum.

Die Mehrheit der Deutschen ist alles andere als woke. Sie sind nicht „linksgrün versifft“. Sie bleiben für mich all die Jahre unsichtbar, da ich ihnen höchstens mal auf der Straße begegnete, durch ihre Windschutzscheibe. Aber sie sind da. Und sie bestimmen die Politik. Und das ist keine Politik, die meine Lebensrealität verbessert.

Shoko Bethke

Von der Politik nicht ernst genommen, von seinen Eltern anfangs nicht verstanden. Quang Anh Paasch von Fridays for Future streikt mittlerweile seit 145 Wochen für Klimagerechtigkeit.
Foto:Stefan Boness/lpon



„Jo, das reicht nicht“

Wie kriegen wir Klimapolitik von der nächsten Bundesregierung, Quang Paasch?

Interview Jaromir Schmidt

Es ist noch etwas früh für ein Interview mit einem Vollzeitstudierenden, aber der Holzmarkt in Berlin ist an einem Dienstagmittag weniger von Zugezogenen überrannt als sonst, erklärt Quang Paasch, Sprecher von Fridays for Future, bei der Begrüßung. Ein Gespräch über die Bewegung, mögliche Protestformen und wie eine klimagerechte Zukunft aussieht.

taz: Quang, die Wissenschaft sagt, wir müssen jetzt sofort handeln. Klimagerechte Politik, die Deutschland auf einen 1,5-Grad-konformen Pfad bringt, wird es wohl aber nach den Ergebnissen der Bundestagswahl nicht bis 2030 geben. Dann lieber erst das Klima und danach soziale Gerechtigkeit? Quang Paasch: Wir können Klimaschutz nur mit sozialer Gerechtigkeit erreichen. Es bringt uns nichts, Emissionen zu senken und auf Technologien zu setzen, wenn weiterhin Arbeiter:innen des Globalen Südens und auch die Natur dafür ausgebeutet werden. Sei es, weil Teile des Globalen Südens unbewohnbar werden oder Menschen hierher fliehen. Natürlich sind auch hier im Land soziale Perspektiven wichtig. Gebäudesanierung, klimapolitische Bildung oder Mobilität und all diese anderen Bereiche, die Klima mit drin haben, betreffen am Ende alle Bürger:innen.

Eine andere Sache, die alle Bürger:innen betrifft, ist die Bundestagswahl. Die Würfel sind gefallen. In die richtige Richtung? Es gibt jetzt schon keine Tendenz für eine „ordentliche Koalitionsbildung“. Keine Partei hat eine gescheite 1,5-Grad-Strategie oder kann Klimaschutz und soziale Gerechtigkeit gut verbinden. Am Ende ist es immer eine Koalition, wo klimafreundlichere Parteien Zugeständnisse machen müssten, und deswegen setze ich wenig Hoffnung in die nächste Regierung.

Eine andere Sache, die alle Bürger:innen betrifft, ist die Bundestagswahl. Die Würfel sind gefallen. In die richtige Richtung?

Es gibt jetzt schon keine Tendenz für eine „ordentliche Koalitionsbildung“. Keine Partei hat eine gescheite 1,5-Grad-Strategie oder kann Klimaschutz und soziale Gerechtigkeit gut verbinden. Am Ende ist es immer eine Koalition, wo klimafreundlichere Parteien Zugeständnisse machen müssten, und deswegen setze ich wenig Hoffnung in die nächste Regierung.

Glaubst du, der globale Klimastreik kurz vor der Bundestagswahl hatte trotzdem eine große Auswirkung auf die Wahl?

Wir machen das nicht nur, damit alle am Ende die Grünen oder eine andere progressive Partei wählen. Unser Ziel ist es auch, allen Parteien zu zeigen: Jo, euer Programm reicht einfach gar nicht aus. Wir werden auch drei Wochen nach der Wahl noch laut sein. Demokratie bedeutet für mich nicht nur, zur Bundestagswahl zu gehen, weil viele in der Klimabewegung minderjährig sind, also gar nicht wählen durften.

Die Aktivistin Carola Rakete warf Fridays for Future un-

„

Liberaler Identitätspolitik, die rein auf Diversität abzielt, ist für mich nicht das Mittel auf dem Weg zu einer befreiten Gesellschaft

Quang Paasch, Pressesprecher Fridays for Future

längst in einem Gastbeitrag in der taz vor, stur an der Protestform des Streiks festzuhalten, obwohl die Streiks allenfalls noch symbolische Bedeutung hätten. Wie positioniert sich Fridays for Future künftig zu Organisationen wie Ende Gelände, die für radikalere Proteste wie Massenblockaden stehen?

Auch ziviler Ungehorsam ist demokratischer Protest und wir sind solidarisch mit diesen Organisationen. Wir können aber schlecht sagen, wir besetzen jetzt auch Bagger. Die Kindergarten- und Grundschulkinder, die davor auf den Streiks waren, werden dadurch ausgeschlossen. Wir sind eine Plattform für Menschen, die gar nicht erst von der Gesellschaft als Entscheidungsträger:innen oder politische Subjekte wahrgenommen werden. Und deswegen nutzen wir die Form von Bündnissen

und Allianzen, damit wir uns als Bewegung nicht unser Framing verwässern, aber auch zu anderen Protestformen aufrufen.

Wäre es aber theoretisch möglich, dass es in Zukunft auch stärkeren zivilen Ungehorsam von Fridays for Future geben wird? Das eine schließt das andere ja nicht aus.

Ich glaube schon. Das gibt es bereits von einzelnen Ortsgruppen. Die Fridays for Future Bewegung, die du vertrittst, wird kritisiert, zu weiß und elitär zu sein. Passiert intern wie extern etwas?

Soziale Bewegungen sind auch nur ein Spiegelbild der Gesellschaft. Und wenn eine Gesellschaft, so wie wir sozialisiert

werden, diskriminierend ist, dann ist es leider nur natürlich, dass eine Bewegung wie Fridays for Future weiß-bürgerlich ist. Aber wir haben auch eine Verantwortung, Strukturen zu schaffen, die Menschen sensibilisieren, intern sowie extern Barrieren abzubauen. Gleichzeitig sehe ich die Eigenverantwortung irgendwo auch gestoppt, weil uns das System so viele Hürden setzt.

Was für Hürden? Wenn eine weiße Schülerin zum Streik geht, wird ihr per se mehr geglaubt, als wenn ein migrantischer Schüler das macht. Bei dem wird direkt gesagt, er würde eh schwänzen und sei kriminell oder sonst was. Eine junge Person of Colour, die auf dem Land lebt, hat viele strukturelle Hürden, um überhaupt erst mal politisch gebildet zu sein. Und dann auch noch die Kraft

und Zeit zu haben, sich politisch zu engagieren und sich dann für Fridays for Future zu entscheiden. Das sind alles Faktoren, die mit reinspielen. Fridays for Future macht aber auch viel zu wenig dafür, um selbstkritisch zu sein.

Wie bist du Aktivist geworden? Ich hab aufgrund meiner eigenen Lebensrealität, die nie frei von Diskriminierung war, von Anfang an gemerkt, ich bin anders als die Mehrheitsgesellschaft. Mir stellte sich dann die Frage: Werd ich still und lass mich so behandeln? Oder lehne ich mich dagegen auf und werde laut? Durch das Internet hab ich mich dann selbst ermächtigt und aufgeklärt. Ich hab das

Ich glaube, Identitätspolitik ist wichtig, aber nur mit der Verbindung von Klasse und Ökonomie, sprich Macht und Geld. Und wenn es keine materialistische Analyse gibt und Menschen nur alleine auf ihren Identitätskonstruktionen und der Aneignung dieser Identitäten beruhen und es dabei belassen, dann ist es gefährlich.

Liberaler Identitätspolitik, die rein auf Diversität abzielt, ist für mich nicht das Mittel auf dem Weg zu einer befreiten Gesellschaft

Quang Paasch, Pressesprecher Fridays for Future

in die Schule getragen und dort drüber diskutiert, bin aber angeekelt, weil meine Mitschüler:innen sehr unpolitisch waren.

Wie gehen deine Eltern damit um?

Ich komme aus einer typischen migrantischen Arbeiterklasse. Meine beiden Eltern sind kurz vor und nach der Wende aus Vietnam nach Deutschland migriert. Für sie stand immer im Fokus, ökonomisch abgesichert zu sein. Deshalb bin ich am Anfang auf viel Angst und Unverständnis gestoßen: Angst davor, nicht mehr gesellschaftlich akzeptiert zu werden, weil sie ein Kind haben, das plötzlich selbstbestimmt und politisch auftritt. Erst nach mehreren meiner Medienauftritte wurde es leichter, dafür Verständnis zu erlangen.

Die Linke, die ja eigentlich für die Arbeiterklasse steht, ist nur

mit viel Glück in den Bundestag eingezogen. Sahra Wagenknecht, die wohl prominenteste Politikerin der Partei, bezeichnet die Linke, aber auch Fridays for Future, als Lifestyle-Linke, weil sie sich in sinnloser Identitätspolitik verlor. Stimmt das?

Ich glaube, Identitätspolitik ist wichtig, aber nur mit der Verbindung von Klasse und Ökonomie, sprich Macht und Geld. Und wenn es keine materialistische Analyse gibt und Menschen nur alleine auf ihren Identitätskonstruktionen und der Aneignung dieser Identitäten beruhen und es dabei belassen, dann ist es gefährlich.

Inwiefern?

Liberaler Identitätspolitik, die rein auf Diversität abzielt, ist für mich nicht das Mittel auf dem Weg zu einer befreiten Gesellschaft. Wir müssen auch die unterdrückenden Strukturen hinterfragen und verändern. Genauso ist die Diskussion über Sprache wichtig, weil Sprache Wahrnehmung konstruiert und Machtstrukturen reproduziert.

Also zielt Wagenknecht in die falsche Richtung?

Sie ist die echte Lifestyle-Linke, weil sie so tut, als sei diese vermeintliche Arbeiterklasse nur eins. Auch queere Menschen können Arbeiter:innen sein. Auch Arbeiter:innen können migrantisch sein. Sollte man dann nicht Politik machen, die alle einschließt? Und nicht nur für den vermeintlichen bürgerlich-weißen Arbeiter, der so wenig Bildung hat, dass er anscheinend nicht mehr mit den ganzen Sprachdiskursen klar kommen kann? Zu behaupten, es würde sie nichts angehen und sie würden es nicht verstehen, ist einfach bevormundend und zeugt von einem schlechten Menschenbild.

Wie sollte Identitätspolitik dann aussehen?

Als Linke sind wir in der Verantwortung, alltagstaugliche Pro-

jekte zu haben, die mehr soziale Gerechtigkeit mit sich bringen. Und das aber mit der Perspektive der Identität. Ein ostdeutscher schwuler Arbeiter ist anders als ein ostdeutscher heterosexueller Arbeiter. Aber in der Vielfalt dieser Identitäten eint sie eins, und das ist der Kampf um Gerechtigkeit.

Wie sinnvoll sind dahingehend konkrete politische Maßnahmen, wie zum Beispiel eine Frauenquote?

Quoten, wie sie Liberale oft fordern, bringen leider wenig. Auch unter einer weiblichen CEO arbeiten viele andere Arbeiter:innen, die in diesem System ausgebeutet werden. Wieso sollte man nicht über Pflegekräfte reden, über Erzieher:innen, über Putzkräfte, die weibliche Care-Arbeit verrichten? Wieso werden die nicht von einer sozialen feministischen Politik mitbetrachtet? Wieso wird immer nur das Ziel gesehen, dass Menschen nach oben kommen?

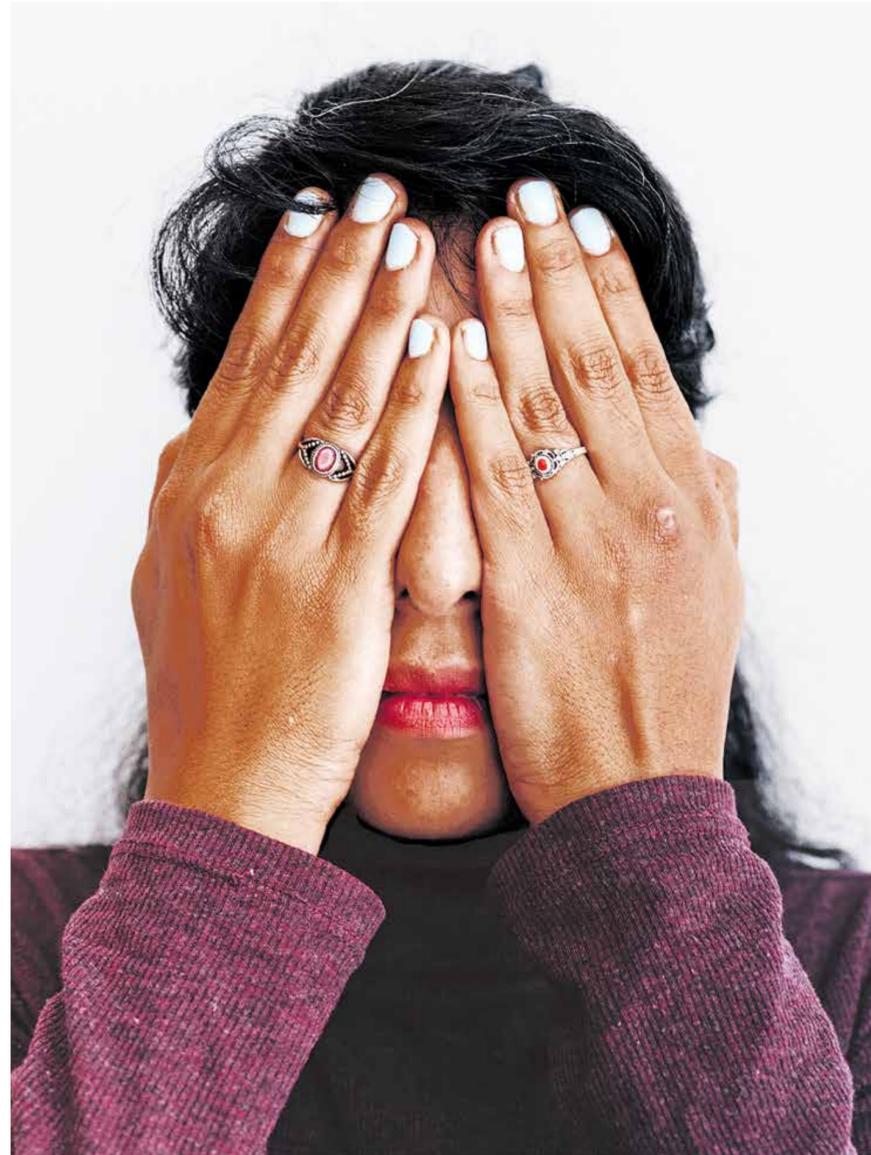
Apropos nach oben kommen: Was hast du eigentlich gewählt?

Das möchte ich nicht beantworten.

Eine Maßnahme, die die nächste Regierung sofort umsetzen sollte?

Eine gezielte Umverteilung von Reichtum und diese Gelder werden dann genutzt für Klimaschutz- und Demokratieprojekte.

Quang Paasch, 20, studiert Politikwissenschaften und Sonderpädagogik an der FU und neuerdings auch Genderstudies an der TU in Berlin. Er setzt sich außerdem aktiv gegen Rassismus und andere Diskriminierungs- und Machtstrukturen ein und ist Pressesprecher von Fridays for Future Deutschland.



Flucht nach Deutschland, um einen Neuanfang zu starten: dafür benötigt Reem einen neuen Namen und die deutsche Staatsangehörigkeit
Foto: Thomas Victor

„Ich will diesen Scheiß nicht auch noch in Deutschland haben“

Hast du in der Bundesrepublik deine Freiheit gewonnen, Reem?

Interview Shoko Bethke

Hierzulande leben über elf Millionen Menschen ohne die deutsche Staatsangehörigkeit, ihre Stimmen werden bei der Bundestagswahl nicht berücksichtigt. Aber nicht nur das. Auch die Freiheit der Aktivistin Reem hängt davon ab. Im Gespräch mit der taz erzählt sie von ihrem Leben in Saudi-Arabien, von ihrer Flucht und ihrer Ankunft in Deutschland um den Preis, ihr Kind zurücklassen zu müssen. An diesem Tag sitzt Reem in Halle-Neustadt an ihrem Arbeitsplatz, einem Büro von Radio Corax

taz: Reem, du bist vor sechs Jahren alleine aus Saudi-Arabien nach Deutschland geflüchtet. Was hat dich dazu gebracht?

Reem: Ich wollte frei sein. Meine Familie ist streng religiös und wollte mich unbedingt zur Heirat drängen. Ich wollte aber nicht heiraten. Nach meinem Schulabschluss wollte ich viel lieber studieren und Karriere machen. Irgendwann habe ich mich auf einen Kompromiss eingelassen. Ich durfte Computerinformatik studieren, wenn ich anschließend irgendeinen Typen heirate, den sie für mich ausgesucht hatten. Als ich mich dann zum Ende meines Studiums hin doch dagegen wehrte, war die Hölle los. Ich durfte nicht an meiner universitären Abschlussfeier teilnehmen. Stattdessen wurde ich mit einem Fremden in einem Zimmer eingeschlossen und zwangsverheiratet. Insbesondere haben die Männer in meiner Familie alles getan, um mich vom Arbeiten fernzuhalten.

Aus einer westlichen Perspektive scheint es schon überraschend genug, dass du überhaupt studieren konntest. Hier hat man eher das Klischee im Kopf, Frauen in Saudi-Arabien dürften gar nichts machen.

Das ist auch überwiegend so. Ohne die Erlaubnis eines Mannes kann man nichts machen. Nach meinem Universitätsabschluss war es meiner Familie und den Verwandten egal, welchen Job ich wählte, sie hatten immer irgendetwas daran auszusetzen. Irgendwann habe ich eine Stelle als Koordinatorin an einer Frauenuniversität gefunden, die all ihre Bedingungen erfüllte. Trotzdem wollten sie nicht, dass ich dort weiterarbeitete. Denn Frauen, die sich nicht einem bestimmten Bild fügen, werden als Schande betrachtet. Und eine geschiedene Frau, die auch noch kein Fleisch isst und nicht an Gott glaubt, bringt Schande über die ganze Familie.

Du hast dich scheiden lassen?

Ja, ein paar Jahre nach der Heirat, als ich die Kraft dazu beisammen hatte. Es war nicht einfach. Der Kampf darum, mich scheiden lassen zu können, war sogar der schwierigste Abschnitt meines Lebens, schwerer als die Flucht nach Deutschland.

Und nach deiner Scheidung hat dich dort nichts mehr aufgehalten, deshalb wolltest du weg? Doch, ich habe einen großen Preis dafür gezahlt. Ich musste mein Kind zurücklassen.

Du hast ein Kind?

Mittlerweile ein Teenager. Mein Kind hat mir die Kraft gegeben, aus der Ehe auszutreten. Ich wollte nicht, dass es häusliche Gewalt miterlebt. Ich wollte vielmehr, dass mein Kind sieht, wie ich mich für meine Rechte einsetze. Aber meine Familie hat mich in Hausarrest gesetzt, mir mein Handy weggenommen und mich von der Außenwelt abgeschottet. Da wusste ich, ich muss hier weg. Ich habe meinen Reisepass und meine weiteren Dokumente gestohlen und bin zum Flughafen gefahren. Ich habe meinem Kind stets gesagt, sollte ich irgendwann spurlos verschwinden, werde ich auf jeden Fall zurückkommen. Dass ich immer versuchen werde, ihn zu finden.

Wieso konntest du dein Kind nicht mitnehmen? Mein Exmann hatte die Unterlagen meines Kindes. Ich konnte nur meine eigenen Papiere ausfindig machen und bin damit geflohen. Flucht war mein letzter Ausweg. Vorher hatte ich alles andere versucht. Ich hatte Zuflucht im Frauenhaus in Riad gesucht und sie und die Polizei um Hilfe gebeten. Doch sie haben mich verraten und hinter meinem Rücken meine Familie kontaktiert. Die Leute im Frauenhaus sagten, mir passieren so viele schlimme Dinge, weil ich nicht religiös sei. Ich sollte doch Gott um Vergebung bitten.

Du bist aber nicht gläubig. Wie wird man in einer strengreligiösen Familie nicht gläubig? Indem man bereits als Kind mitbekommt, dass dich Gott nicht schützt, wenn dir was Schlimmes passiert. Und dass diejenigen, die dich am schlimmsten behandeln, die Strenggläubigen sind.

Kommen wir zu deiner Flucht. Wie hast du das geschafft?

Ich wollte nicht über den illegalen Landweg fliehen, denn das ist für eine Frau alleine viel zu gefährlich. Deswegen wollte ich die Luftroute nehmen und um Asyl bitten. Am Tag meiner Flucht habe ich mein Kind zur Schule gebracht und die Gelegenheit genutzt, um zum Flughafen zu fahren. Ich bin bis zum Flugschalter und habe erklärt, dass ich als Sprecherin zu einer Konferenz in Dubai müsste. Es ging lange hin und her, sie glaubten mir anfangs nicht, und ich hatte stets Angst aufzufliegen.

dacht ist. Sobald alle das Radfahren draufhaben, werden wir gemeinsam eine Fahrradwerkstatt eröffnen, in der wir lernen, unsere Räder selbst zu reparieren.

Fühlst du dich heute sicherer?

Nein, denn die deutsche Staatsangehörigkeit habe ich immer noch nicht bekommen und die AfD gibt es hierzulande immer noch. Sie haben sogar bei der Bundestagswahl über 10 Prozent der Stimmen bekommen. Und physische Gewalt gibt es auch. Am 8. März dieses Jahres wurde ich von Nazis angegriffen. Ich habe an dem Tag lange gearbeitet und war mit Freundinnen unterwegs. Ich war so euphorisch, weil es der Internationale Frauentag war. Gegen 20 Uhr sind wir mit unseren Fahrrädern über den Marktplatz gelaufen und haben diese wöchentliche Montagsdemonstration der Nazis gehört. Die haben was gegen Frauen mit Kopftuch und Migrant:innen gesagt, und wir sind daran vorbeigefahren und haben laut „lalalalala“

„Die Leute im Frauenhaus sagten, dass mir schlimme Dinge passieren, weil ich nicht religiös sei“

Du kamst in Dubai an. Wie bist du von dort aus weiter nach Deutschland gekommen?

Ich hatte den gesamten Flug über höllische Angst, erkannt zu werden. Von Dubai aus hatte ich drei Flüge in verschiedene Richtungen gebucht, damit sie mich nicht so schnell finden konnten. In Frankfurt am Main kam ich gegen 22 Uhr an. Es war dunkel. Ich wusste überhaupt nicht, wohin mit mir, denn ich kannte niemanden. Ich hatte solche Angst und bin erst mal in Tränen ausgebrochen.

Du kamst hier an, ohne zu wissen, wo du als nächstes hingehst?

Ich fühlte mich wie ein Baby, das auf die Straße gelaufen war, so verloren und allein. Und vor allem hatte ich panische Angst. Was sollte ich als nächstes machen? Wo sollte ich nächtigen?

Wie bist du in Frankfurt zurechtgekommen?

Ich habe zuerst das Frauenhaus in Frankfurt angerufen und um einen Platz gebeten, aber es war voll. Ein paar Stunden habe ich am Flughafen verweilt und wusste nicht so recht, was ich tun sollte. Dann bin ich rausgegangen, um frische Luft zu schnappen, und habe den Mond gesehen. Das war so krass. Den Mond nun hier in Deutschland zu sehen, war irgendwie surreal. Mir wurde auf einmal wieder bewusst, dass ich noch immer auf derselben Erde war, nicht ganz verschwunden von der Welt.

Hattest du später Kontakt zu deinem Kind?

Anfangs hatten wir noch Kontakt. Ich hatte ihm ein iPad gegeben und darauf eine illegale App heruntergeladen, womit es mir schreiben konnte. Nachdem ich verschwunden bin, kamen Nachrichten an wie „Mama, wo bist du?“ und „Mama, hab keine Angst, du bist so stark“. Meine Familie kam aber sehr schnell dahinter und hat ihm das iPad weggenommen. Sie haben mir gedroht, dass sie mich finden und zurückbringen werden, zu Not auch als Leiche.

Du bist aber am Leben. Wo wohnst du heute und was machst du?

Ich wohne in Halle und setze mich für mehr Emanzipation von Frauen ein. Durch das Radio Corax haben wir die Möglichkeit, Frauen aus aller Welt zu erreichen. Das ist ein Lokalradio in Halle. Wir können unsere Stimmen erheben und unsere Botschaften in verschiedenen Sprachen verbreiten, sei es Arabisch, Persisch oder Französisch. Außerdem organisieren wir Fahrradworkshops im Friedenskreis Halle. Viele migrantische Frauen können kein Fahrrad fahren, also haben wir einen Kurs organisiert, der ausschließlich für Frauen ge-

Reem

Reem ist Frauenrechtsaktivistin, Radiomacherin und arbeitet für den Friedenskreis in Halle an der Saale. Sie kam im August 2015 nach Deutschland und beantragte hier politisches Asyl.

Union in die Opposition!

An die Parteivorsitzenden der Parteien Bündnis 90/Die Grünen und FDP: Annalena Baerbock, Robert Habeck und Christian Lindner

Sehr geehrte Frau Baerbock, sehr geehrter Herr Habeck, sehr geehrter Herr Lindner,

Korruptionsaffären, Versagen beim Klimaschutz, schleppende Digitalisierung: Die Union steht für gesellschaftlichen Stillstand und politische Inkompetenz – verkörpert durch ihren Kanzlerkandidaten Armin Laschet. Mit dem schlechtesten Ergebnis seit 1949 ist die Union damit abgewählt.

Trotzdem will Laschet Kanzler werden – in einer Koalition mit den Grünen und der FDP. Dazu darf es nicht kommen. Wenn ein solches Wahlergebnis nicht zu einem Machtwechsel im Kanzleramt führt, untergräbt das bei vielen Menschen das Vertrauen in die erneuernde Kraft von Wahlen. Der Schaden für unsere Demokratie wäre riesig.

Wir appellieren daher an Sie: Hieven Sie den Wahlverlierer Armin Laschet nicht ins Kanzleramt. Beenden Sie den politischen Stillstand und schicken Sie die Union in die Opposition!

Mit freundlichen Grüßen

192.130 Bürger*innen



Bewegt Politik!
campact!


**WAHL
CAMP'21**

„Für mich ist Harry Potter ein Gleichaltriger“

Warum CDU, Diana Kinnert?



Diana Kinnert ist bekannt für ihre Hüte. Und ihre politischen Analysen. Dass sie so gefragt ist, erklärt sie sich dadurch, dass viele noch immer von ihrer Parteizugehörigkeit überrascht sind. Und wegen ihrer Kompetenz, versteht sich
Foto: Doro Zinn

Interview **Adrian Breitling**

taz: Diana, bist du noch jung?
Diana Kinnert: Ich bin relativ jung, nicht absolut. Auf Tiktok habe ich Generationen entdeckt, die vom Alter und Mindset ein ganzes Stück jünger sind als ich. Für mich ist Harry Potter ein Gleichaltriger; dort wird er als alter, weißer Mann verschmäht. Dazu gehöre ich scheinbar auch.

Was beschreibt Jugend?

Es kommt auf die Rolle des Lebensalters im Kontext an. Bei Klimapolitik sind die Perspektiven Ungeborener relevant. Bei Abgabenlast und Steuerpolitik erlebe ich, dass junge Menschen, die noch kein eigenes Einkommen generieren, uninteressierter sind.

Für welche Themen und Themen steht die Jugend?

Partizipation und Gerechtigkeit. Wahlen ab 16 oder die Frage, wie

man Aktivist*innen einbindet. Unser Politiksystem ist 60 Jahre alt. In allen politischen Streitfeldern sind radikale Reformen notwendig. Meine Elterngeneration kannte Linearität und Verlässlichkeit. Meine Generation kennt nur die Disruption. Wir arbeiten projektbasiert und befristet, was zu einer Art Selbstausbeutung führt. Dazu kommt ein Trend von Vereinzelung. In der pervertierten Falle sitzt jeder im Homeoffice und kennt seine Kolleginnen und Kollegen nicht. Viele junge Menschen fühlen sich ausgeliefert und wissen keinen Weg, sich zur Wehr zu setzen.

Warum nicht?

Sie sind überindividualisiert und voneinander isoliert. Da kommt kein kollektives Gefühl auf. Ihre Solidarität wird zer schlagen. Jeder kämpft für sich.

Bist du für Wahlen ab 16?

Wissenschaftler sagen, ein junger Mensch ist mit 12, 13 Jahren ausgebildet genug, um Dinge ins Verhältnis setzen zu können. Ich kenne Hochaltrige, die stolz Extremisten wählen. Naive, unverantwortliche Entscheidungen können alle treffen. Vor Jahrzehnten haben Jugendliche nur Klassen- und Kinderzimmer gesehen. Heute spielen Kinder Fortnite, streamen, chatten und die Welt. Diese Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt führt dazu, dass sie sich viel früher positionieren können.

Wo können sich junge Menschen am besten organisieren?

Das geht heutzutage sehr individuell. Der eine tritt mit 14 Jahren einer Partei bei, der andere betreibt Aktivismus auf Instagram. Manche rufen zu Spenden auf, teilen auf Tiktok Ausschnitte aus

Talkshows. Wieder andere sitzen im Gemeinderat.

Wie war das bei dir?

Mit 15 Jahren habe ich mich bei Amnesty International engagiert, dann für Greenpeace Tierkostüme getragen und Spenden gegen Tierleid gesammelt. Ein Jahr später habe ich entschieden, dass eine Mitgliedschaft in den Parteien sinnvoll sein könnte. Da kannst du über den Kurs deiner Partei mitentscheiden. Dieser Einfluss war attraktiv für mich. Und ich habe begonnen, mich in der CDU zu engagieren.

Rechts oder links, progressiv oder konservativ – nach welchen Maßstäben orientiert man sich in dieser Phase?

Das ist individuell und verändert sich stetig. Aktuell ist zentral: Weiter so oder Aufbruch?

Sind wir mutig genug für Reformen? Die Wahlergebnisse zeigen: Grüne und FDP als Oppositionsparteien haben hinzugewonnen. Obwohl beide viel trennt, die Grünen eine linke Partei, die FDP eine bürgerliche Partei sind, eint sie der Reformgedanke. Der Modus zu Veränderung interessiert junge Menschen. Die Relevanz von links gegen rechts hat abgenommen. Dennoch sind Haltungen zu Verteilungsfragen entscheidend. Ich wollte damals ganz bewusst in eine Partei eintreten, die Engagement und Verantwortung befördert, nicht hemmt, die ermuntert, unternehmerisch aktiv zu werden, und den Staat als ordnungspolitischen Regler versteht. Die keinen Fürsorgeapparat erschaffen will. Deshalb bin ich in der CDU.

kenne mich aus. Irgendwann ist dieses Substantivieren bei mir zum Stil geworden. Für mich war wichtig, beharrlich zu sein. Wenn dich Kritik einschüchtert und du aufgibst, ist das der Nachweis, dass du für die politische Arena nicht bereit bist. Politik bedeutet, Widerspruch auszulösen und Kritik auszuhalten. Ich habe Menschen, die mich ablehnen, niemals als Entmutigung verstanden, sondern als das Gegenteil.

Muss Jugend frech sein, oder macht sie das angreifbar?

Wer Kindlichkeit ausstrahlt, und zwar durch Fröhlichkeit und Enthusiasmus, dem kann man das als Unernst auslegen. Zu Beginn meines Engagements bin ich als Paradiesvogel bezeichnet worden, dabei habe

„Meine Elterngeneration kannte Linearität und Verlässlichkeit. Meine Generation kennt nur die Disruption“

Junge Menschen haben grundsätzlich weniger Erfahrung. Warum sollte man ihnen trotzdem zuhören?

Die Währung einer Demokratie heißt Vertrauen und das ist individuell. Der eine schätzt die Promotion des Kandidaten, der andere, dass er Familie hat. Einige Extremisten bei der AfD führen Dokortitel. Friedrich Merz traue ich nicht so viel zu; für viele in meiner Partei ist er eine große Hoffnung. Und junge Menschen verstehen Digitalisierung und Technologie besser, reflektieren Defizite in der Bildungspolitik, denken Klima und Industrie nachhaltiger. Sie bringen liberalere und tolerantere Wertvorstellungen mit, haben Lust auf und den Glauben an Veränderung.

Zeigt diese Wahl, dass Junge und Alte sehr unterschiedliche Interessen haben?

Dass Grüne und FDP bei der Jugend hinzugewonnen haben, obwohl sie in vielen Fragen konträr eingestellt sind, zeigt auch, dass das Alter allein nicht ausschlaggebend für politische Positionen ist. Ich persönlich arbeite mit alten Bürgerlichen lieber zusammen als mit jungen Linken. Man organisiert sich nicht auf Basis des Alters, sondern wegen gemeinsamer Wertvorstellungen.

Wie muss man sich anstellen, dass Leute, die sich nicht auf diese Argumentation einlassen, junge Menschen wirklich ernst nehmen?

Zu Beginn meines Engagements habe ich oft politische Texte geschrieben. Gastbeiträge für Blogs oder Tageszeitungen. Das Feedback war nur auf meine Argumente im Text bezogen. Das war wohlthuend, denn mein Alter, mein Geschlecht, mein Hintergrund haben keine Rolle gespielt. Bis heute kritisieren Leute allerdings, dass ich mich manchmal zu kompliziert ausdrücke.

Ist die Kritik richtig?

Ja. Das hat bestimmt etwas damit zu tun, dass ich mit hochgestochener Sprache überkompensiert habe. Wenn mir keiner etwas zutraut, dann rede ich eben so, dass sie wissen, ich

immer nur schwarze Kleidung getragen. Ich habe keine Witze, keine wilden Formate auf Youtube gemacht. Ich war ernst. Dennoch ist mir Unernst vorgeworfen worden. Authentizität ist wichtig, und so divers die Jugend ist, sollten ihre Stimmen sein. Der Auftritt ist nebensächlich. Darum habe ich die Reaktion der CDU auf Rezos „Zerstörung der CDU“ als falsch empfunden. Junge Menschen hatten etwas zu Nachhaltigkeit, Lobbyismus, Generationengerechtigkeit zu sagen. Und die CDU hat nur über Youtube und blaue Haare geredet.

Die Jungen wurden in der CDU nicht ernst genommen?

In allen Runden, in denen ich war, hat man die Sachargumente und inhaltlichen Vorwürfe komplett ausgeblendet. Es wäre ehrlich gewesen zu sagen, dass man ihnen gar nicht zutraut, es könne um Inhalte gehen. Eine totale Erniedrigung.

Also muss man einen mittelmäßig geschnittenen Anzug tragen, um früh ernst genommen zu werden. Das kann doch nicht die Lösung sein.

Jugend steht nicht in einer Rechenschaftspflicht der alten Politik gegenüber, sondern umgekehrt. Es ist überhaupt nicht nötig, sich alter Politik anzubiedern.

Junge Menschen können sich entweder gegen etwas stellen, am besten das System. Oder verbessern, es von innen zu verbessern. Wie siehst du das?
In Debatten zu unterliegen, gehört zum demokratischen Akt. Ich kenne viele, die chancenlos für den Bundestag kandidiert haben, trotzdem zur Verfügung standen. Davor habe ich großen Respekt. Ich mag konstruktives Engagement und habe Achtung vor demokratischer Kultur, auch mit Widersachern Kompromisse auszuhandeln.

Diana Kinnert

ist Unternehmerin, Publizistin und Politikerin (CDU). Zuletzt erschien (mit Marc Bielefeld) ihr Buch „Die neue Einsamkeit“ (Hoffmann und Campe, 2021).

„Oft liegt im Schweigen gar nicht das Klischee-DDR-Trauma“

Wie viel DDR steckt in deinem Leben, Lukas Rietzschel?



„Ich bin einfaches SPD-Mitglied“: Schriftsteller Lukas Rietzschel in Görlitz Foto: Christine Fenzl

Interview **Aron Boks**

Menschen wie Lukas Rietzschel und ich bezeichnen sich als Ostdeutsche, obwohl sie nichts anderes als die Einheit kennengelernt haben. Wir sind in seiner Heimat Görlitz in Sachsen verabredet. Ich bin im Harz aufgewachsen und kenne namentlich so gut wie jede Straße, die mir das Navigationssystem auf dem Weg dorthin vorliest. In fast allen noch so kleinen ostdeutschen Dörfern werden nämlich der 8. Mai und die Opfer des Faschismus geehrt, der Friede sowieso. Es sind dieselben Straßen, die in der tiefsten sächsischen Provinz nun fast ausschließlich von AfD und NPD, hin und wieder von einem schlichtenden CDU-Plakat behangen sind. Es liegt eine entlarvende Entschuldigung in meinem „Eigentlich voll schön hier“, als ich mit Lukas Rietzschel über den barocken Marktplatz von Görlitz spaziere und er mir erklärt, wieso er genau so einen Satz von mir erwartet hat, warum ich auf meinem Weg hierhin fast kein einziges Plakat „seiner“ Partei gesehen habe, der SPD, und warum es für ihn unabdinglich war, dieser trotzdem beizutreten.

taz: Lukas Rietzschel, du läufst in Zeitungen immer als „junger ostdeutscher Literat UND Sozialdemokrat“ – nervt es dich, dass Medien aus deiner SPD-Mitgliedschaft in Sachsen immer wieder eine exotische Geschichte machen wollen?

Lukas Rietzschel: Ja, das nervt schon. Ich habe dann immer das Gefühl, die hiesige SPD würde als gallisches Dorf gesehen werden, das von Feinden umzingelt wird. Es liest sich ja auch total toll, wenn man annimmt, dass alle um einen herum rechts wählen. Was natürlich nicht stimmt. So entsteht dann eine dramatische Story und manche Journalisten dichten mir dafür sogar einen städtischen Parteivorsitz an. Dabei bin ich einfach nur ein Mitglied im Ortsverein der SPD Görlitz.

Das klingt etwas weniger cool, um ehrlich zu sein.

Ja, aber so ist es nun einmal.

Junge Menschen haben sich vor der Wahl, angesichts der Klimakrise zunehmend bei den Grünen engagiert. Was führte dich dazu, die SPD nicht nur zu wählen, sondern ihr sogar beizutreten?

Als die AfD 2017 bei der Bundestagswahl in Sachsen so viele Direktmandate geholt hat, wurde mir einfach bewusst, dass ich politisch irgendwie aktiv werden und mich engagieren musste. Das ist für mich ganz eng mit einer Parteimitgliedschaft verbunden und da kam wirklich nur die SPD infrage, auch weil mein Bauchgefühl stimmte.

Weil die SPD momentan wie ein Bauchgefühl daherkommt? Könnte von allem ein bisschen sein – grün, links, konservativ?

Nein – es geht dabei um Identität. Meine Eltern kommen aus dem Arbeitermilieu und meine Großeltern haben handwerkliche Berufe gelernt. Du und ich sind mit einem sehr offenen Zugang zu Bildung und Universitäten aufgewachsen, was bei unseren Eltern in der DDR ja noch ganz anders war, wenn sie aus dem Osten kamen. Ich konnte mich bilden und aufsteigen. Diese Möglichkeit verkörpert die SPD für mich wie keine andere Partei. Daher kam dieses Bauchgefühl. Ehrlich gesagt wundert es mich, dass das offenbar nicht viele Menschen haben.

In deinem neuen Buch „Raumfahrer“ sagt ein Vater aus Sachsen zu seinem Sohn: „Du fällst mir nicht in den Rücken. Du wirst kein Roter“, als wäre sein Sohn bei einem maoistischen Studententreff gewesen, dabei war er lediglich bei einer SPD-Kundgebung ...

Ich glaube, auch das hat mit der DDR zu tun. Wenn die SPD heute

davon spricht, Politik für „die Arbeiter“ zu betreiben, dann klingt das für einige immer noch nach dem Propagandavokabular, mit dem die SED in der DDR agierte und ja auch offensichtlich nachhaltig Stereotype geschaffen hat.

Immer mehr junge Schriftstellerinnen mit ostdeutscher Herkunft beschäftigen sich mit diesen Stereotypen ...

Ja, das ist ganz zwangsläufig so. Seltsam wird es, wenn man in Debatten, in denen gerade westdeutsche Intellektuelle, Publizisten und Autoren von „ostdeutschen Schicksalen“ sprechen, in so eine eigenartige Verteidigungsposition gerät. Ich habe mich einmal bei einem Vortrag eines westdeutschen Professors tierisch aufgeregt und ihm irgendein his-

torisches Urteil abgesprochen, als ich dabei an die Vergangenheit meiner Eltern dachte. Mir ist dann später erst aufgefallen, dass die mir wiederum gar nicht explizit von irgendwelchen Schwierigkeiten erzählt hatten, sondern lediglich über das Leben in der DDR gesprochen haben. Trotzdem: Ein Vortrag eines anderen Außenstehenden, darüber wie „ES“ in „DER“ DDR gewesen ist, hat mich provoziert.

Trotzdem schreibst du darüber. Deine beiden Romane kreisen um die Themen DDR, Familie und die Fragen einer Generation ostdeutscher Menschen, die die Teilung nicht miterlebt hatten.

Ich glaube, dass das hilft, zu verstehen. Literatur kann im Vergleich zu Filmen, Bildern oder

„Ganz bedrohlich wirkt für einige der Gedanken an eine Arbeiterpartei“

Lukas Rietzschel, Schriftsteller

torisches Urteil abgesprochen, als ich dabei an die Vergangenheit meiner Eltern dachte. Mir ist dann später erst aufgefallen, dass die mir wiederum gar nicht explizit von irgendwelchen Schwierigkeiten erzählt hatten, sondern lediglich über das Leben in der DDR gesprochen haben. Trotzdem: Ein Vortrag eines anderen Außenstehenden, darüber wie „ES“ in „DER“ DDR gewesen ist, hat mich provoziert.

Hält vielleicht gerade das Schweigen der Älteren die immer noch existierenden Konflikte zwischen Ost und West aufrecht?

Das kann sein, aber oftmals liegt in diesem Schweigen nicht das

Musikstücken zu einem anderen psychologischen Perspektivwechsel verhelfen. Das funktioniert über Wahrnehmung. Denn wenn du etwas liest, dann sprichst du den Text, vielleicht auch nur unbewusst und stumm, mit deiner ganz eigenen Stimme und malst dir aus, wie das Setting aussehen könnte. Und wenn du dann als Schriftsteller von einem Ort und einer Zeit erzählst – zum Beispiel Sachsen in der DDR oder Sachsen heute – dann macht sich ein Leser, der noch nie an diesem Ort war, ein ganz eigenes Bild davon.

Du erwähnst bereits, dass viele Menschen in den neuen Bundesländern möglicher-

weise ein verzerrtes Bild von der SPD haben. Wieso? Was kann deiner Meinung nach gerade Menschen im Osten an der SPD stören?

Ich glaube, dass dabei auch ein gewisser Symbol-Überdruß eine Rolle spielt, das fängt schon mit dem Rot der Partei an. Und wie vorhin schon gesagt: Ganz bedrohlich wirkt für einige der Gedanke an eine Arbeiterpartei. Überhaupt dieser Begriff: Arbeit. Der ist so ideologiebelastet, dass es den Menschen unangenehm ist, damit in Verbindung gebracht zu werden, weil eben „der Arbeiter“ hier immer auch zur DDR gehört. Einer mit Hammer, Sichel und stets erhobener Faust.

Das mag mit Scholz' Wahlerfolg gerade etwas vergessen sein: In der ganzen Repu-

blik haftet der SPD dieses aus der Zeit gefallene und alteingesessene Partei-Image an. Vielen scheinen die wirklich konkreten eigenen Themen, außer Arbeit, Löhne und Renten, zu fehlen.

Ich verstehe, dass die SPD auf andere Menschen zunächst etwas veraltet wirkt. Es gibt ja auch längst keine Klassen mehr in unserer Gesellschaft und die vielen sozialen Milieus ändern sich ständig. Auch ist der anzusprechende „Mittelstand“ inzwischen so groß, dass die meisten Menschen darin verortet sind. Nicht wenige mussten dafür aber aus tatsächlichen Arbeitermilieus aufsteigen, oder haben zumindest ihre Eltern dabei erlebt. Und ich frage mich:

Wieso kommt die SPD an diese Menschen nicht heran? Es scheint nämlich so, als spreche sie nur eine ausgewählte Klientel an. Dabei will sie ja das Gegenteil! Und um das zu zeigen, muss sie auch den Menschen in der IT-Branche oder in der Wissenschaft verdeutlichen, dass sie zwar nicht den klassischen „Arbeitern“ entsprechen, aber auch gemeint sind, wenn es darum geht, für mehr Gerechtigkeit innerhalb der Gesellschaft zu sorgen.

Hat Olaf Scholz es geschafft, dass die SPD jetzt auch im Osten attraktiver werden kann?

Der ... nun ja ... Erfolg der SPD im Osten muss auch mit Olaf Scholz zusammenhängen. Denn was sich ja gezeigt hat, ist, dass den Wählern gerade sozialpolitische Themen wichtig waren. Und viele Menschen haben selbst hier im Osten die Verantwortung dafür nicht bei der Linkspartei, sondern bei der SPD gesehen. Dass die Wahl aber gerade hier in Sachsen anders ausgefallen ist, ist bemerkenswert. Unterm Strich kann man sagen, dass fast alle Wahlkreise, in denen die CDU einmal stark gewesen ist, nun an die AfD gegangen sind. Die Stärke der AfD hängt mit der Schwäche der CDU zusammen.

Lukas Rietzschel ist Schriftsteller, geboren 1994 in Räckelwitz in Ostsachsen, lebt in Görlitz. Mitglied im SPD-Ortsverein Görlitz. Sein Debütroman „Mit der Faust in die Welt schlagen“ erschien 2018 und war ein Bestseller, der auch seinen Weg ins Theater fand. Sein zweiter Roman „Raumfahrer“ erschien 2021 und erzählt fiktiv die Geschichte vom Bruder des Künstlers Georg Baselitz – innerhalb eines historischen Geflechts.

„Mit der AfD natürlich nicht!“

Wie retten wir jetzt alle zusammen die Welt, Aminata Touré?

Interview Aron Boks

Die Vizepräsidentin des Parlaments von Schleswig-Holstein und Grünen-Politikerin Aminata Touré gilt als personifizierter Fortschritt ihrer Partei. Jung, links, BPoC. Im Gespräch erklärt sie, wie es ihre Partei schaffen kann, den Klimaschutz zum Gesellschaftsthema zu machen, ohne den Bürger:innen Angst einzujagen.

taz: Bist du links, Aminata? Aminata Touré: Ja.

Viele Politiker:innen außerhalb der Linkspartei vermeiden gerne diese klare Einordnung ...

Ich habe da aber überhaupt keine Lust drauf. Manche scheinen regelrecht Angst davor zu haben, sich öffentlich politisch links einzuordnen. Ich komme aber auch aus einer Generation innerhalb meiner Partei, in der die Grünen-Debatten um das Thema „Linkssein“ zwischen Fundis und Realos nicht mehr die größte Rolle gespielt haben. Solche Parteitreffen habe ich auch bisher bewusst gemieden. Grün und links gehört für mich zusammen.

Identitätspolitische Debatten bleiben in diesem Zusammenhang nicht aus. Erkennst du in jenen, die den Klimaschutz blockieren, Parallelen zu Menschen, die sich gegen Identitätspolitik stellen?

Menschen haben oft Angst vor Veränderung und damit auch vor dem eigenen Machtverlust. Das zieht sich durch den Journalismus, die Politik, die Wirtschaft. Wenn Menschen, die sich in einem alten System immer in Sicherheit gewogen haben, vor Veränderung sehen, stört sie das natürlich.

Verspüren diese privilegierten Menschen Scham, wenn ihnen von Personen wie dir der Spiegel vorgehalten wird?

Sicher! Ich habe viele Situationen erlebt, in dem mir Männer in Gesprächen vorab fast defensiv sagten, alt und weiß zu sein. Aber das sehe ich ja selbst. Vermutlich wollen diese Personen besonders transparent sein, um sich selbst zu schützen. Das ist unnötig, meiner Meinung nach. Es geht ja

nicht nur darum, die eigenen Privilegien zu kennen, sondern auch zu wissen, was man damit macht.

Verrät man Parteikonzepte, wenn man mit der CDU regiert, um angesichts der „Schicksalswahl“ grüne Klimapolitik in eine Regierung zu bringen?

Wir wissen ja, dass die CDU uns vielerorts blockiert. Allen ist doch auch klar, dass Rot und Grün am liebsten koalieren würden. Einfach, weil hier mehr durchgesetzt werden kann. Wenn die SPD im Jahr 2017 in Schleswig-Holstein nicht so massiv Stimmen verloren hätte, hätten wir die Koalition aus SPD, Grünen und SSW fortgeführt. Aber hier hat die Jamaikakoalition dennoch einen ziemlich hohen Zustimmungswert. Denn wenn man in den Zwängen ist, eine Regierungsverantwortung zu tragen, dann sehe ich die Verantwortung, sie auch umzusetzen.

Das heißt, es ist egal, mit wem regiert wird, Hauptsache es wird regiert? Mit der AfD natürlich nicht!

Klar! Aber sonst ...?

Es ist sehr deutlich geworden, dass wir regieren wollen. Es ist aber auch undemokratisch, kategorische Aussagen zu treffen. Und es käme auch unglaublich, die ganze Zeit zu behaupten, dass eine Regierung nur mit Grün möglich wäre, um sich dann doch wie die FDP im Jahr 2017 aus der Affäre zu ziehen. Mich als Wählerin würde das zumindest irritieren.

Jetzt würde jedoch kaum eine Koalition ohne die FDP funktionieren ... Ohne uns aber auch nicht!

Vor allem junge SPDler:innen kritisieren gern einmal, dass die Grünen das Klima retten wollen, aber bei Miet- und Arbeitspolitik kaum Konzepte vorlegen könnten.

Es bringt echt überhaupt nichts, wenn wir linken Parteien uns ständig gegenseitig vorwerfen, oberflächlich zu arbeiten. Zumal rückt die Grüne Jugend Fragen wie Pflege- und Sozialpolitik gerade viel stärker in den Vor-



„Wir wollen regieren“: Grünen-Politikerin Aminata Touré
Foto: Paula Markert

„Menschen haben oft Angst vor Veränderung und damit auch vor dem eigenen Machtverlust

Aminata Touré, Vizepräsidentin des Schleswig-Holsteinischen Landtages

dergrund. Es ist unsinnig, Antidiskriminierungspolitik nicht mit Sozial- und Wirtschaftspolitik zusammenzudenken, weil Diskriminierung mit diesen Themen verknüpft ist.

Was ist dran am Image der grünen Bessergestelltenpartei?

Dieses Image kommt nicht von ungefähr, schließlich hatten wir diesen Duktus lange Zeit und haben ihn zu Teilen auch noch. Doch wir haben uns geändert. Das müssen wir den Bürger:innen beweisen. Wenn bei einigen immer noch das Klischeebild entsteht, Grün sein bedeutet, Fahrrad zu fahren, ein Haus

in Bullerbü zu besitzen und im teuersten Ökoladen einkaufen zu können, müssen wir dann klarstellen, dass wir inhaltlich mehr wollen!

Nicht wenige denken dabei aber vor allem an Verbote.

Der politische Gegner wird dabei auch nicht müde, diese Vorstellung voranzutreiben.

Wie schafft es die Grüne, sich von diesem Image zu lösen?

Wir müssen eine andere Sprache finden. Und zeigen: Es geht bei Klimapolitik nicht um Verbote, sondern Maßnahmen, die zu einem besseren Leben führen. Au-

ßerdem muss endlich klar werden, dass uns auch noch andere Themen beschäftigen.

Funktioniert das auch für den Osten?

Vehement den Klimaschutz als das Allerwichtigste darzustellen, können manche Menschen nicht akzeptieren. Das kann ich auch nachvollziehen. Für viele ist die Sorge vor Klimakatastrophen weiter weg als die tägliche Sorge, genug Geld für die eigene Familie zu haben. Wir müssen vor Ort herausfinden, vor was für Herausforderungen die Bürger:innen stehen. Egal, ob in Nord-, Süd-, West- oder Ostdeutschland.

Ein weiterer Vorwurf lautet in diesem Zusammenhang oft, dass die „Überbeschäftigung“ mit dem Klimawandel elitär erscheinen würde ...

Ganz ehrlich: So etwas finde

ich einfach schäbig. Denn was an dem Klimawandel ist denn bitte elitär? Vielleicht ist dieser Eindruck auch unserer Partei-vergangenheit geschuldet. Und ja – die Art und Weise, wie zum Teil über Klimawandel gesprochen wird, mag für einige elitär klingen. Das Thema selbst ist es aber auf keinen Fall! Wer sich zum Beispiel in den USA die Folgen des Klimawandels anschaut, sieht, welche Personen vor allem darunter leiden – nämlich Schwarze Personen in prekären Verhältnissen!

Aminata Touré wurde 1992 geboren. Kurz davor flohen ihre Eltern aus Mali. Touré wuchs in Neumünster auf und trat 2012 der Grünen Jugend bei. Seit 2017 ist sie Vizepräsidentin des Schleswig-Holsteinischen Landtags und Fraktionssprecherin von Bündnis 90/Die Grünen.

taz shop

Spielfreude

Blätterpresse. Rosen, Tulpen, Nelken, alle Blumen welken? Nicht ganz: Man kann sie durchaus für die Ewigkeit konservieren – genau wie Blätter und Gräser. Die Lust aufs Spaziergehen gibt es gratis dazu, denn die Blätterpresse ist schön handlich und perfekt für unterwegs. Aus lackiertem Buchenholz (FSC-zertifiziert). Inklusive 9 Einlegekarten, Leporello aus Wellkarton, Knebel und Hanfseil. Hergestellt in Deutschland. Von Naseweiss. Ab 6 Jahren. Maße: B 12 x H 4,5 x T 7 cm. Artikel-Nr. 12689, € 14,50

Luftkissen-Surfer. Womöglich ein Blick in die Fortbewegungsart der Zukunft? Dieses Surfbrett reitet nicht über Wellen, sondern geht in die Luft – und gleitet über jede glatte Oberfläche. Aus Buchenholz (FSC-zertifiziert). Inklusive 6 Luftballons und 3 Mundstücken. Hergestellt in Deutschland. Von Naseweiss. Ab 6 Jahren. Maße: B 16,6 x H 6,5 x T 5 cm. Artikel-Nr. 12692, € 20,50

Kinderball Löwe. Was beim Ballspielen wichtig ist? Fair Play, klar. Aber Fair Trade auch. Die Bälle von der Gepa sind in Pakistan handgenäht, PVC-frei und fair gehandelt. Sie werden unaufgepumpt geliefert. Umfang 47 cm, Gewicht 180–200 g. Artikel-Nr. 12187, € 12,95

Straßenmalkreide. Für große Kunst, Kritzeleien oder Hüpfspielfelder. Die dicken Malkreiden aus natürlichem Gips und Kreide sind mit Pigmenten eingefärbt, absolut ungiftig und gut auswaschbar – und durch den Filmüberzug bleiben die Finger sauber. Inhalt: 7 Farben. Artikel-Nr. 10571, € 3,50

Ziehtier. Keine Sorge wegen der Leinenpflicht – die Schnur ist integriert. Und für die nötige Lebendigkeit sorgen die asymmetrischen Räder. Aus Massivholz. Gefertigt in einer Schweizer Werkstatt für Menschen mit Behinderung. Artikel-Nr. 12430 **Ziehhund Falk**, mit Glöckchen. Maße: B 16 x H 12 x T 18 cm, € 29,00

12429 **Ziehfrosch Jan**. Maße: B 9 x H 11,5 x T 10 cm, € 19,00

10 % Rabatt für taz-AbonentInnen & taz-GenossInnen | taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin | T (0 30) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | taz.de/shop